



So lernen Hunde

VERSTEHEN, PRÄGEN, KONDITIONIEREN

Um Jagdhunde auszubilden und Problemverhalten zu vermeiden, muss der Hundeführer zunächst verstehen, wie sein Vierläufer lernt. Wann und in welcher Form dabei Lob und Strafe angebracht sind, erklärt Hundexpertin Petra Klemba.

„**Mein Hund hört nicht**, wenn ich ihn rufe.“ „Er pöbelt seine Artgenossen an.“ oder „Er zerstört zu Hause alles, sobald er ohne Aufsicht ist.“ Neben allerhand jagdlichen Fragen sind es meist solche Probleme, mit denen Jagdhundeausbilder immer wieder konfrontiert werden. Noch nie zuvor hat das Thema Hund und alles, was dazugehört, eine so große Bedeutung gehabt, wie in unserer heutigen Zeit. Auch Jagdhunde werden mittlerweile häufig als Familienmitglieder gesehen. Es ist kein Widerspruch zu sagen, dass ein guter Jagdhund auch ein guter Familienhund sein kann.

Auf diese neue Rolle der Hunde hat eine endlose Zahl von Hundeschulen und -trainern mit unterschiedlichen

Ausbildungsmethoden reagiert. Sie alle versprechen Hundeführern das Gleiche: Erfolg in kürzester Zeit. Letztlich ist das nur eine Reaktion auf die Nachfrage. Denn zu viele Hundehalter suchen den schnellen Erfolg. Sehr oft betreiben sie ein regelrechtes Hundeschul-Hopping, in der Hoffnung, irgendwo die perfekte Über-Nacht-Lösung zu finden. Die gibt es aber definitiv nicht.

Zwar gibt es viele Wege, die erfolgreich sein können, limitiert werden diese aber dadurch, dass Hunde individuelle Charaktere sind und demnach unterschiedliche Auffassungsgaben, Anlagen und Bedürfnisse haben. Kurzum: Man kann in der Hundeausbildung leider vieles nicht verallgemeinern.

Positive Strafe muss sofort erfolgen: Der Hund beißt ins Hosenbein (l.) und wird direkt sanktioniert (r.).



Fotos: Bildagentur Schilling (2)



Zudem hat sich in den vergangenen Jahren das Tierschutzgesetz verändert. Im Vordergrund steht das Wohlbefinden des Hundes, sodass auch einige Ausbildungsmethoden angepasst werden müssen. Darum ist es zunächst äußerst wichtig, die „Sprache“ des Vierläufers zu lernen, seine Bedürfnisse objektiv zu verstehen und zu begreifen, wie ein Hund überhaupt lernt, wie er Anforderungen verknüpft, die ein

Mensch an ihn stellt. Dabei sollte der Hundehalter aber auf keinen Fall in jede Bewegung oder jedes (unerwünschte) Verhalten etwas hineininterpretieren.

Lernen findet immer statt. Das bedeutet, dass ein Hund nicht nur lernt, wenn wir uns gezielt bemühen, ihm etwas beizubringen – ganz gleich, ob es sich dabei um prägende Erlebnisse im Welpenalter oder um positive oder negative Erfahrungen im erwachsenen Hundalter handelt. Man unterscheidet grundlegend zwischen assoziativen und nicht-assoziativen Formen des Lernens. Nicht-assoziatives Lernen erfolgt unbewusst. Die zwei wichtigsten Formen dabei sind Habituation und Sensibilisierung.

Unter Habituation versteht man die Gewöhnung an Umweltreize. So wird ein wiederholt auftretender Reiz als unwichtig eingestuft, wenn er nicht unmittelbar schädlich ist. Beispiel: Ein Welpen liegt zu Hause entspannt in seinem Körbchen und hört bei offenem Fenster starken Verkehrslärm. Bei seinem Gassigang in einer vertrauten Umgebung wird er mit den gleichen Reizen konfrontiert – dieser Verkehrslärm hat für ihn keine Bedeutung mehr. Wird eine Habituation nicht regelmäßig erneuert, wird der Organismus jedoch wieder empfänglicher für das Signal.

Sensibilisierung bedeutet, dass bei Reizen, die wichtig für den Organismus sind, weil sie beispielsweise eine Gefahr signalisieren, bei wiederholter Konfrontation keine Gewöhnung daran stattfindet. Vielmehr wird die Reaktion des Hundes darauf verstärkt. Er wird empfindlicher. Ein typisches Beispiel ist die Entwicklung von Geräuschängsten (auch

Diese Deutsch-Kurzhaar-Welpen lernen, dass Wasser ungefährlich ist. So gewöhnen sie sich an das nasse Element.



Foto: Michael Stadtfeld

Blickkontakt ist ein Schlüssel zum Erfolg.

Schussscheue). Reize, die starke Emotionen auslösen, habituierten seltener. Sie führen eher zu einer Sensibilisierung.

Unter assoziativem Lernen versteht man das Lernen durch Verknüpfung. Dabei werden zwei voneinander unabhängige Ereignisse, die in einem engen zeitlichen Zusammenhang auftreten, miteinander verknüpft. Unterschieden wird dabei zwischen klassischer und instrumenteller Konditionierung.

Als klassische Konditionierung bezeichnet man eine Form des Lernens, in der ein Reiz – zum Beispiel ein Klingelton oder ein Lichtsignal – ein bevorstehendes Ereignis ankündigt und dadurch eine Reaktion auslöst. Diese Lernform wurde durch die Speichelflussexperimente von Iwan Pawlow bekannt. Er trainierte einen Hund, indem er ihn stets nach einem Klingelton fütterte. Nach einigen Versuchen reichte der Ton aus, um den Speichelfluss des Hundes anzuregen. Damit war der Vierläufer auf den neuen Reiz konditioniert. Ein weiteres Beispiel der klassischen Konditionierung ist das Geräusch des Klickers, um den Hund auf die anschließende Futtergabe zu konditionieren.



Fotos: Petra Klemmba (2)



Unter instrumenteller Konditionierung wird das Erlernen einer bestimmten Verhaltensweise mit dem Ziel, eine bestimmte Konsequenz zu erreichen, verstanden. Diese Form der Konditionierung wird im Hundetraining am häufigsten eingesetzt.

Verschiedene Verstärker wiederum können die Wahrscheinlichkeit, dass ein Hund ein bestimmtes Verhalten zeigt, erhöhen oder verringern. Veranschaulicht ist dies im sogenannten lerntheoretischen Modell (siehe Seite 29), das vier verschiedene Möglichkeiten der Verstärkung zeigt:

1. Positive Belohnung – etwas Angenehmes wird hinzugefügt (Freude)
2. Negative Belohnung – etwas Unangenehmes wird entfernt (Erleichterung)
3. Positive Strafe – etwas Unangenehmes wird hinzugefügt (Angst, Schmerz)
4. Negative Strafe – etwas Angenehmes wird entzogen (Frustration)

Auch ein Apportel oder Spielzeug kann – wenn es für den Hund als höchst attraktiv belegt ist – Belohnung sein.

Bei der positiven Belohnung wird ein erwünschtes Verhalten des Hundes bestärkt, indem etwas „Angenehmes hinzugefügt“ wird und er dadurch Freude oder Zuwendung empfindet. Ein Beispiel: Der Hund wird belohnt, wenn er sich auf das Signal „Sitz“ hinsetzt.

Negative Belohnung bedeutet nicht, dass der Hund keine Belohnung erfährt, sondern: etwas „Unangenehmes wird entfernt“, damit der Vierläufer Erleichterung nach schmerzhafter körperlicher Einwirkung empfindet. Bleiben wir bei dem Sitz: Der Hund wird an der Kruppe heruntergedrückt, setzt sich

Können diese drei Bedingungen nicht eingehalten werden, ist der Einsatz positiver Strafen bestenfalls sinnlos und schlimmstenfalls tierschutzrelevant. Tierschutzrelevant wird es, wenn es beim Hund zu Fehlverknüpfungen kommt, weil er gar nicht einschätzen kann, warum er bestraft wird. Das kann passieren, wenn die Strafe viel zu spät erfolgt. Aggressivität sowie Ängstlichkeit können dann zu ernsthaften Verhaltensproblemen führen.

Die negative Strafe wiederum bedeutet, dass dem Hund etwas „Angenehmes entzogen“ wird. Im Alltag oder auch im



Wird die positive Strafe falsch angewandt, kann das bei Hunden dauerhaft zu Aggressivität führen.

und empfindet dann Erleichterung, wenn er das richtige Verhalten zeigt.

Die positive Strafe wird angewandt, um ein unerwünschtes Verhalten sofort zu unterbinden. Dabei wird „Unangenehmes hinzugefügt“, wie ein Schlag auf die Kruppe, wenn sich der Hund nicht setzen will. Gerade bei der positiven Strafe tun sich jedoch die meisten Schwierigkeiten auf. Damit sie die gewünschte Wirkung haben kann, müssen mehrere Bedingungen gleichzeitig erfüllt sein:

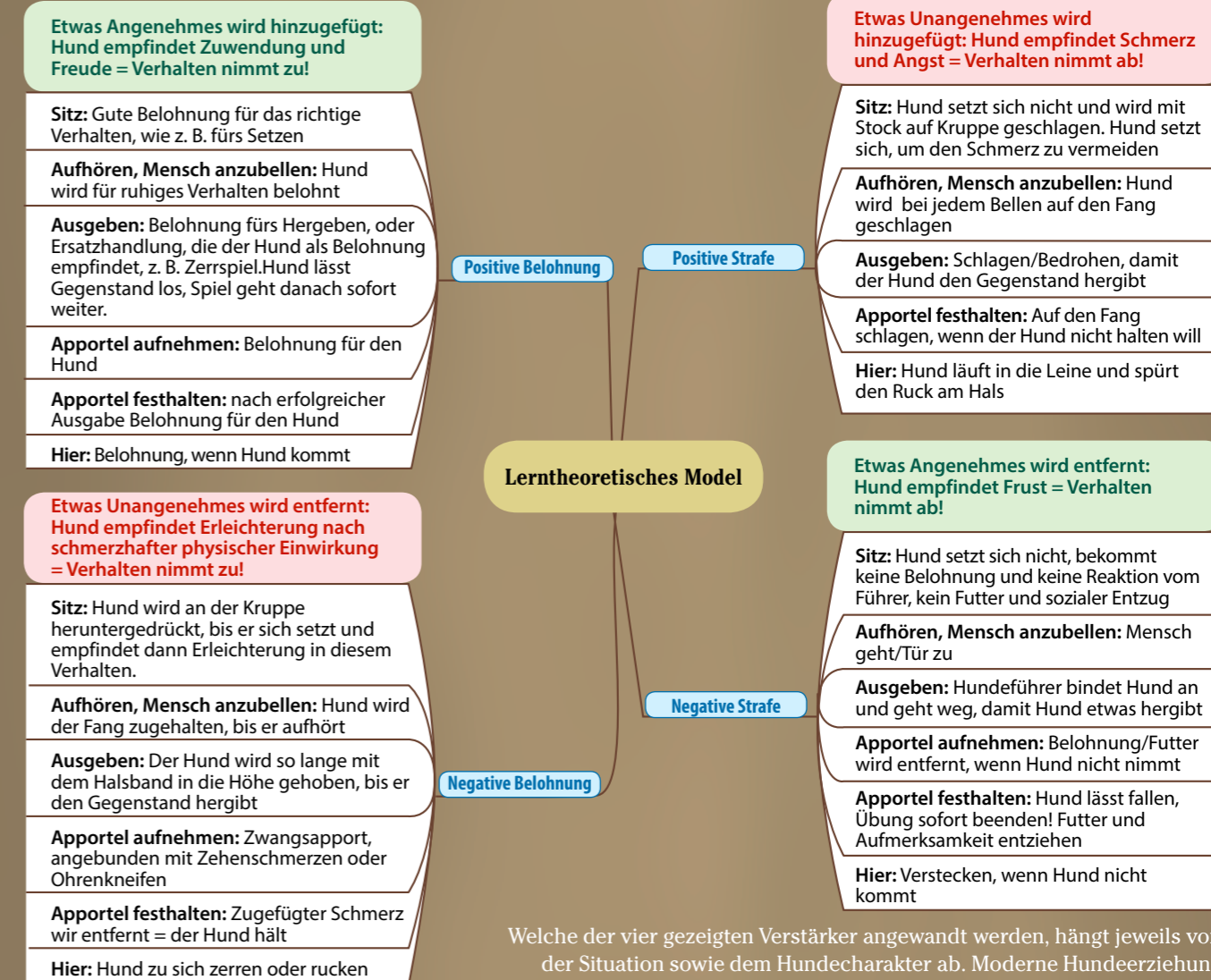
1. Das richtige Timing – sie muss maximal innerhalb einer halben bis einer Sekunde nach dem unerwünschten Verhalten erfolgen.
2. Das unerwünschte Verhalten muss mit der passenden Intensität sofort abgebrochen werden.
3. Das unerwünschte Verhalten muss konsequent jedes Mal bestraft werden.

Training kann der Entzug von Aufmerksamkeit, sprich Ignorieren, als negative Strafe angewandt werden. Beispiel: Der Hund knabbert beim Streicheln an den Händen des Menschen. Daraufhin hört der Mensch auf, zu streicheln.

In der modernen Hundeerziehung wird überwiegend mit positiver Belohnung und negativer Strafe gearbeitet. Beide Methoden zusammen zeigen einen hohen Lernerfolg mit geringem Risiko unerwünschter Lernprozesse. Sinnvoll sind sicherlich alle vier. Es muss aber gewährleistet sein, dass auch der Hundeführer diese Theorien beherrscht und sie praktisch umsetzen kann. Viele Menschen sind nicht in der Lage, diese wichtigen Bedingungen einzuhalten, da häufig die individuelle Emotionalität eine zu große Rolle spielt.

Grundlage für jede Hundeausbildung ist ein strukturierter und sinnvoll aufgebauter Trainingsplan, der sowohl auf den jeweiligen Hund als auch auf seinen Führer abgestimmt ist.

Das lerntheoretische Modell



Er hilft dem Hundeführer, eine klare und konsequente Linie zu halten, und erinnert ihn ständig an seine „Hausaufgaben“. Letztlich muss auch der Hundeführer selbst von der Herangehensweise überzeugt sein. Andernfalls, wenn mal die eine, mal die andere Methode ausprobiert wird, kann man dem Hund nicht gerecht werden, der Erfolg ist mäßig oder es dauert sehr lange, bis er sich einstellt.

Im schlimmsten Fall bleibt das Gespann am Ende mit seinen ungelösten Problemen allein.

Petra Klemba

Jahrgang 1962, seit 1997 Jägerin, seit 2003 JGHV-Richterin für Verbandsprüfungen kontinentaler Vorstehhunde, seit 2008 Hundetrainerin und Verhaltensberaterin, 2010 staatlich anerkanntes Fernstudium der Hundepsychologie, leidenschaftliche Hundeführerin und Hundeausbilderin, seit zwölf Jahren erfolgreich als Inhaberin und Leiterin der „Qudespah-Hundeschule“ in Hohenstein im Taunus (Hessen)

Petra Klemba verbindet in ihrer Ausbildungspraxis verschiedene Methoden mit neuen Hilfsmitteln und erarbeitet zusammen mit dem Hundeführer die individuell angepassten Ansätze für ihn und seinen Hund.



Petra Klemba mit Deutsch-Drahthaar „Luchs vom Honsberg“